Ungeschminktes aus USA.

Von Bruno Wagner (Neuyork).

I.

„Jenseits der großen Wasserwüste, liegt die Zukunft winkend da." So kalkulieren oder simulieren gewiß eine große Anzahl der Auswanderer, indem sie sich entschließen, nach Amerika, dem sogenannten freien Lande, zu ziehen, wo die Dollar nur so auf der Straße umherliegen und man sich nur zu bücken braucht, um sie aufzuheben. Der ökonomische Druck, welcher gegenwärtig auf unsrer alten Heimat lastet, trägt sicher auch einen großen Teil dazu bei, daß bei manchem der Gedanke erwacht, sich durch die Auswanderung dem Elend zu entziehen. Dazu kommen dann noch die leider sehr oft übertriebenen, um nicht zu sagen wahrheitswidrigen Berichte von Freunden und Verwandten, welche hier ansässig sind oder aber die Aufspielerei, „den Bluff", welchen viele Deutsch-Amerikaner verzapfen, wenn sie auf Besuch hinauskommen. Da läuft denn den Zuhörenden das Wasser im Munde zusammen und ihr einziger Gedanke bleibt, das Geld zusammenzubekommen, um in das gelobte Land zu reisen. Wenn dies dem einen oder andern dann geglückt ist und er nach langem Warten auf Einreiseerlaubnis usw. endlich hier anlangt, dann fällt es ihm wie Schuppen von den Augen. In den meisten Fällen findet er heraus, daß er seine Lage nicht verbessert, sondern verschlechtert hat.

Seit der Gründung unsers Neuyorker Ortsvereins im Mai 1927 mehren sich von Monat zu Monat die Anfragen über amerikanische Verhältnisse seitens heimatmüder Kameraden, welche hoffen, ihre Lage zu verbessern. Da es uns nicht möglich ist, jedem Kameraden einzeln zu antworten, so war es schon lange meine Absicht, mal einen kurzen wahrheitsgemäßen Bericht hinauszuschicken über die hiesigen Verhältnisse. Ich glaube dazu in der Lage zu sein, da ich bereits 22 Jahre hier ansässig und sowohl in der Partei- als auch Gewerkschaftsbewegung tätig bin.

Also froh, endlich das Elend der alten Heimat hinter sich zu haben, steuert der Auswanderer der Neuen Welt zu. Er ist ja ein ausgezeichneter Fachmann, denn leider sind es ja meistens die besten Kräfte, welche der Heimat durch die mißlichen Verhältnisse entzogen werden. Er ist auch im Verband seit seiner Lehrzeit, da kann es ihm ja in Amerika nicht schlecht gehen, denn seine „Kollegen" werden ihm im Anfang schon helfen. Vielleicht hat er gar noch Verwandte hier, da kann es schon gar nicht schief gehen. Aber sobald er seinen Fuß aufs Land setzt, beginnt ein Kampf auf Leben und Tod. Hat er Verwandte, dann geht es für ein paar Tage, vielleicht auch Wochen, aber dann beginnt es denselben schon unbequem zu werden, daß das „Grünhorn" noch immer keinen „Job" (Arbeitsplatz) hat. Sie finden dann auch auf einmal heraus, daß „die Kriegsgeneration resp. Nachkriegsgeneration doch ganz anders ist, als wir einst waren". So sagen sie und bilden es sich auch ein, weil sie schon längst vergessen haben, wie sie herüberkamen. Vielleicht haben sie ihm auch das Geld für die Ueberfahrt vorgestreckt und wollen nun sobald wie möglich ihr Geld wieder haben. Möglicherweise brauchen sie es auch, da sie selbst inzwischen arbeitslos wurden. Also beginnt die Jagd nach einem Arbeitsplatz, welche bei demjenigen, der keine Freunde oder Verwandte hier hat, schon gleich nach der Landung begann. Nun kommt eine Enttäuschung nach der andern. Ist er ein Handlungsgehilfe, Techniker oder gehört er zu sonst einer Gruppe, welche draußen im Afa-Bund zusammengeschlossen ist, dann findet er bald heraus, daß hier in diesem Lande diese Stehkragenproletarier noch viel schlechter ab sind als draußen, da sie fast gar nicht organisiert sind. Außerdem gilt geistiges Wissen hier überhaupt nicht viel. „Dumm, aber stark" heißt hier die Parole. Deshalb verdient auch ein brutaler Preisboxer an einem Abend mehr als ein Universitätsprofessor in seinem ganzen Leben. Beherrscht der aus dem Angestelltenkreis Hervorgegangene nicht perfekt die englische Sprache, dann ist er ganz verloren. Spricht, liest und schreibt er englisch, dann kann es ihm passieren, daß er „aus Mitleid" von einer deutschen Importfirma eingestellt wird und dann vielleicht den fürstlichen Lohn von 18 bis 25 Dollar die Woche für sehr lange Arbeitszeit erhält. In den meisten Fällen jedoch sind diese Leute gezwungen als Geschirrwäscher, Hausknechte, Helfer in Bäckereien oder sonstigen Betrieben Arbeit anzunehmen, wenn sie welche finden. Sie verdienen dann ebensoviel, manchmal auch ein paar Dollar mehr, als ihre Kollegen, welche das Glück (?) hatten, in ihrem Fach Arbeit zu bekommen.

Ja, aber die Handwerker, denen geht es doch besser, besonders wenn sie draußen im Verband waren. Ach, liebe Kameraden, laßt eure Hoffnungen draußen, oder noch besser, bleibt draußen und helft mit in Partei und Gewerkschaft der deutschen Republik den sozialen Inhalt zu geben, der ihr noch fehlt. Die hiesigen Gewerkschaften könnt ihr nicht mit unsern freien Gewerkschaften Deutschlands oder Oesterreichs vergleichen. Ueberhaupt nicht mit europäischen Verbänden. Ein Solidaritätsgefühl in unserm Sinne gibt es fast nirgends. Nur die Angehörigen des jeweiligen Berufs haben so etwas wie Standesbewußtsein. Aber beileibe nicht für Berufskollegen aus andern Ländern. Ihr werdet, wenn ihr herüberkommt, als Konkurrent, als Lohndrücker betrachtet. Man hat Angst, daß ihr den bereits hier Ansässigen die Arbeit wegnehmt. Deshalb verlangt man von euch hohe Eintrittsgelder. Nur ganz wenige Gewerkschaften haben eine ermäßigte Aufnahmegebühr für ausländische Gewerkschaftsmitglieder.

Was ich hier schreibe, ist die bittere Wahrheit. Denkt nicht, ich sei ein Gegner der Gewerkschaften. Im Gegenteil, ich bin momentan Angestellter eines amerikanischen Verbandes und habe auch früher öfters Aemter in der Gewerkschaftsbewegung bekleidet, selbstverständlich nur in der American Federation of Labor, welche die Gewerkschaftsbewegung des Landes ist.

II.

Um euch aber klar zu zeigen, wie es den meisten Hierherkommenden geht, will ich einige Fälle herausgreifen von Kameraden, welche heute noch zu unserm Ortsverein gehören.

1. Ein Kamerad vom Ortsverein Bremen, Klempner und Installateur; Mitglied der SPD., des DMV., war draußen Vertrauensmann. Er ist sicher, daß man ihn hier mit offenen Armen empfängt. Also, wir gehen los, um ihn dem hiesigen Verband zuzuführen. Aber welchem? Für sein Gewerbe gibt es mindestens drei Verbände, welche wohl zur AF. of L. gehören, aber keiner um den andern etwas gibt. Also wir gehen zunächst zu den Plumbers (Installateure für kaltes Wasser), Aufnahmegebühr offiziell „bloß" 50 Dollar. Der Kollege war draußen im Verband? Das geht uns nichts an. Uebrigens sind unsre Bücher jetzt geschlossen, wir nehmen überhaupt vorläufig keine neuen Mitglieder auf. Wir haben genug Arbeitslose. Dieses „vorläufig" geht aber schon seit Jahren. Also gehen wir zu den Steamfitters (Dampfröhrenleger), welche ihre eigne Organisation haben und mit den Plumbers meistens im Kampfe liegen, wegen Jurisdiktionsstreitigkeiten. Dasselbe Theater. Nehmen keine neuen Mitglieder auf. Bücher sind geschlossen. Na, probieren wir es bei den Sheet Metal Workers (Spenglern). Auch hier wird die Mitgliedschaft draußen nicht in Betracht gezogen. Für 100 Dollar kann er aufgenommen werden, „wenn er die Prüfung besteht". Ja, wenn er die Prüfung besteht, d. h., wenn sie ihn dieselbe bestehen lassen. Ueberall abgewiesen in den Gewerkschaften, auf die er so große Hoffnungen setzte, war unser Kamerad froh, als er zuletzt in einem Nicht-Union-Shop, das heißt, einer Nichtverbandswerkstätte, Arbeit fand. Er verdient dort 24 Dollar die Woche, während er in einer Verbandsbude 66 Dollar die Woche verdienen würde, falls er Arbeit hätte. Die Enttäuschung dieses Kameraden könnt ihr euch vorstellen. Trotzdem ist er ein eifriges Mitglied in unsrer deutschen Gruppe der Sozialistischen Partei von Amerika und im Reichsbanner. Aber in der Gewerkschaft will man ihn nicht. Vielleicht muß er warten, bis ein Streik in seinem Gewerbe ausbricht, dann nimmt man ihn vielleicht auf, damit er nicht zum Streikbrecher wird.

2. Ein Kamerad kommt zugereist, Maurer von Beruf. War draußen im Bauarbeiterverband seit Jahren organisiert. Die Maurer (Bricklayers) sind sozusagen 100 Prozent organisiert. Er kann in seinem Beruf fast nirgends arbeiten, wenn er nicht im Verband ist. Der Lohn ist 14 Dollar den Tag, immer vorausgesetzt man hat Arbeit. Um in die Union (Verband) aufgenommen zu werden, muß er zwei Mitglieder der Union finden, welche ihn empfehlen. Die Aufnahme ist in Neuyork 50 Dollar. Auch muß er erst Arbeit auf einem Bau gefunden haben. Daß er draußen organisiert war, spielt hier keine Rolle. Also wir gehen von Bau zu Bau. Fragen den Vormann, der auch zur Union gehört, um Arbeit. Der fragt, ob der Kamerad zur Union gehört. Als wir ihm die Sache erklären, daß der Kollege beizutreten wünsche, jedoch erst Arbeit haben und zwei Kollegen als Zeugen haben muß, daß er wirklich Maurer ist, bekommen wir zur Antwort: Ja, das weiß ich, aber wir beschäftigen keine Greenhorns (Grünhörner, wie man hier die Neugelandeten liebevoll nennt). So geht es uns überall. Nach Monaten fand der Kamerad Arbeit in einer Fabrik als Reparaturmaurer, da die Fabriken meistens nicht oder nur sehr schlecht organisiert sind. Er bekommt 6 Dollar den Tag, während der Unionlohn 14 Dollar den Tag beträgt. Manchmal soll es vorkommen, daß einer Glück hat, trotz alledem in die Union zu kommen. Der hat aber sicher „Pull" von irgendeiner Seite.

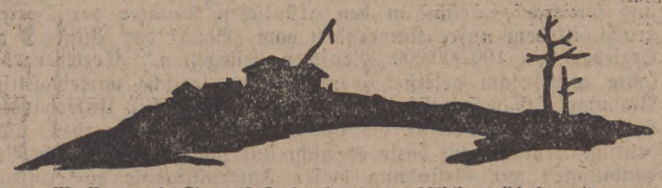
3. Ein Berufskollege von mir, ein Maler. Hier Painter genannt. Die Gewerkschaft der Maler und Anstreicher ist etwas fortschrittlicher. Sie nimmt Mitglieder der europäischen Berufsorganisation für eine ermäßigte Gebühr auf, falls sie drüben mindestens 5 Jahre ununterbrochen organisiert waren. Leider war der Kollege noch jung und gehörte draußen nicht ganz 2 Jahre zum Verband. Also mußte er 150 Dollar Aufnahmegebühr bezahlen. Soviel kostet es hier in Neuyork. Vor einem Jahre kostete es sogar 300 Dollar, in Worten Dreihundert Dollar, um in den Verband zu kommen. Er hat das Geld von Verwandten geliehen, ist im Verband, hat aber seit über 6 Monaten noch keine Arbeit gefunden, da über 75 Prozent der Maler und Anstreicher momentan arbeitslos sind. Dies ist ein sehr schlechtes Jahr. In andern Jahren sind von November bis Mai oder Juni „bloß" 50 bis 60 Prozent arbeitslos. Stempeln gibt es hier nicht, denn auf dem Gebiete der Sozialgesetzgebung sind die Vereinigten Staaten noch hinter China zurück. Bis vor kurzem, ja bei vielen heute noch, galt soziale Fürsorge als unamerikanisch. Deshalb gibt es hier weder obligatorische Krankenversicherung noch Arbeitslosenversicherung. Ist man hier arbeitslos, so ist man auf Wohltätigkeit angewiesen. Stundenlang stehen die armen Arbeitslosen auf der Straße Schlange vor den Missionen oder den Stationen der Heilsarmee, um einen Teller warmen Wassers, Suppe oder Kaffee genannt, und ein Stück Brot zu bekommen. Das ist oft ihre einzige Nahrung den ganzen Tag.

Die drei Beispiele betreffen nun zufällig Bauhandwerker. In den andern Berufen ist es aber auch nicht besser. In der Metallbranche bestehen eine ganze Anzahl Verbände. Die Mechaniker, Eisendreher, Werkzeugmacher, Maschinenbauer usw. gehören hier zur International Ass'n of Machinists. Dieser Verband nimmt ausländische Kollegen auch zum ermäßigten Preis auf. Auch sind die Aufnahmegebühren nicht so sehr hoch. Hier in Neuyork schwanken sie zwischen 5 und 25 Dollar. Aber dieser Verband hat momentan hier in der Stadt sehr wenig Einfluß auf die Gestaltung der Löhne, da fast überall die „offne Werkstätte" vorherrscht. Das heißt es besteht kein Vertrag mit dem Verband. Während früher, besonders zur Zeit des Krieges, als der Verband einen großen Aufschwung nahm, der Lohn zwischen 1 und 1,50 Dollar die Stunde betrug, bietet man heute gelernten Facharbeitern 60 ja sogar 50 Cents die Stunde an.

Das Elend der Textilarbeiter in den Neu-England-Staaten wie auch im Süden, wo sich besonders unsre Landsleute in den Bembergwerken als gemeine Ausbeuter erweisen, ist ja bereits weltbekannt. Ueber die Kaufkraft des Geldes herrschen leider auch noch sehr komische Ansichten draußen. Wenn ihr hört, daß die Bauhandwerker in Neuyork 13,20 Dollar den Tag verdienen, denkt ihr wunder wie gut es denen geht. Dieser Tagelohn von 13,20 Dollar schrumpft jedoch in den meisten Fällen auf 6 Dollar, manchmal noch weniger im Durchschnitt, zusammen, wenn man die unglaublich lange Arbeitslosigkeit, welche jedes Jahr wiederkehrt, in Betracht zieht. In Wirklichkeit verdienen die meisten Bauhandwerker nicht mehr als die andern Handwerker. Also bei 5 Tage Arbeitszeit im Durchschnitt 30 Dollar. Ein Wochenlohn, meistens mehr, geht weg für den Hauszins. Denn für weniger als 30 bis 40 Dollar bekommt man heute keine Wohnung. Ich meine eine Arbeiterwohnung von 2 oder 3 Zimmern und Küche. Im Verhältnis stehen die Preise für die andern Lebensbedürfnisse. Eine vierköpfige Familie braucht mindestens 2000 Dollar im Jahr, um einigermaßen anständig leben zu können. Die Inderzahl des Arbeitsamts der Regierung ist sogar höher. Aber die meisten Arbeiter erreichen noch nicht einmal diese Ziffer. Also, liebe Kameraden, wenn irgendeiner von euch glaubt, seine Lage zu verbessern durch Auswandrung nach den Vereinigten Staaten, so ist er im Irrtum. Ihr entzieht nur unsrer Heimat die besten Kräfte, um hier neuen Enttäuschungen entgegenzugehen. Und dann noch eins. Ihr bleibt im fremden Lande ewig Fremde. Ganz egal, wie lange man in den Vereinigten Staaten ist, und trotzdem hier Hunderttausende von Deutschen wohnen, welche leider auch in Tausende von Vereinen und Vereinchen und besonders Landsmannschaften, je nach den Grenzpfählen in der alten Heimat, zersplittert sind, fühlt man sich doch fremd und wird auch nie für voll angesehen, trotzdem man amerikanischer Bürger geworden ist. Es ist wie mit einer versetzten Pflanze. Man ist dem Mutterboden entzogen und lebt sich fast niemals in dem neuen Boden richtig ein. Tausende und aber Tausende würden gern wieder in die alte Heimat zurückkehren, wenn sie nicht inzwischen durch Familien- oder andre Verhältnisse an die harte amerikanische Scholle gefesselt wären. Wieder andre befürchten, von euch mißverstanden zu werden, wenn sie wieder hinauskommen, da ihr ja leider fast alle euch ganz falsche Vorstellungen von Amerika macht. Darum bleibt wo ihr seid. Baut eure Gewerkschaften aus, schafft die so notwendige Einheit der Arbeiterschaft, indem ihr die Spaltpilze von rechts und links ausrottet. Arbeitet an der Sicherung der Republik, aber vergeßt dabei niemals, daß eine Republik erst dann die volle Freiheit garantiert, wenn neben der politischen auch die ökonomische Gleichheit errungen ist. Baut unsre deutsche Republik zur sozialen Republik aus! —

Erzählung vom frühen Morgen

Von Polizeiobrist v. d. Land L. Lenz



Wasser und Sumpf sind ein vortreffliches Hindernis, wenn aber der Winter seine stählerne Brücke darüber schlägt, dann ist's aus mit der Sicherheit, und man muß als Soldat im Felde auf andre Mittel sinnen. So ging es uns im Winter 1915/16 am Miadziol-See. An seinen Ufern angelehnt, war die Stellung meines Bataillons. Auf der andern Seite lief sie weiter beim Nachbar-Regiment. Unversehens, sehr früh im Jahre, fror der See zu, und das Eis trug über die ganze Breite des Sees weg. Wir schützten uns durch eine Kette von Stützpunkten am schilfigen Ufer, die, weil die Mannschaftsbestände nur gering waren, ziemlich weit auseinanderlagen.

Der Russe war unternehmend und hatte es besonders auf diese Stützpunkte abgesehen. Mal glückte ein Angriff, mal wurde er blutig abgewiesen.

Ich lag mit meinem Stabe in einem verlassenen Dorf, das aus ein paar Holzhäusern bestand. Es lag hart am See auf einer Anhöhe, von wo man einen guten Ueberblick über die ganze Gegend hatte. Merkwürdigerweise blieb es auch dauernd unbeschossen, während das schöne, große Gutshaus, das am Fuße des Hügels lag, und wo der Regimentsstab sein Quartier aufgeschlagen hatte, gleich in den ersten Tagen so erfolgreich beschossen wurde, daß der Stab sich anderswo unterbrachte. Mir war das gar nicht unlieb, weil ich nun reichlich Holz für den Stellungsbau des Bataillons bekam. Und es dauerte auch gar nicht lange, da war der letzte Balken fortgeschafft und irgendwo eingegraben. Wo das stolze Gutshaus mit seinen vielen Nebengebäuden gestanden hatte — alles nur aus Holz natürlich, wie üblich in Rußland —, war es wüst und leer geworden.

Eines Nachts wildes Geschieße auf dem See. Die Russen greifen mehrere Stützpunkte des Nachbar-Regiments an. Alles lauert auch bei uns, bereit, sie abzuweisen, wenn sie kommen sollten. Gegen Morgen tritt wieder Ruhe ein, und der Fernsprecher meldet: Der russische Angriff ist mißlungen.

Munter war man nun einmal. Den versäumten Schlaf konnte man später nachholen, also zog ich los, zum Gang in die Stellung, dem nächsten Stützpunkt zu. Dort war alles auf dem Posten; weiter zum nächsten, der etwa 600 Meter weit ablag. Der Weg führte dicht am See entlang zwischen Buschwerk am Schilfwald vorüber. Mittlerweile hatte es angefangen zu dämmern, aber da es auch neblig war, war die Sicht noch sehr begrenzt.

Ich mochte mich etwa in der Mitte zwischen den beiden Stützpunkten befunden haben, als vor mir vier Gestalten auftauchten. „Eine Verbindungspatrouille", sagte ich mir, erkannte aber beim Näherkommen zu meinem wirklich allergrößten Erstaunen vier Russen. Baumlange Kerle, Sibirier mit Lammfellmütze, das Gewehr unter dem Arm. Sie stutzen auch, sicher nicht weniger erstaunt als ich, weil sie plötzlich einen deutschen Offizier vor sich sehen. „Was tun? Ausreißen? Dann schießen sie hinterher. „Ach was", dachte ich, „hier habe ich etwas zu sagen", und trete schnell auf die Russen zu, greife dem einen ins Gewehr und herrsche ihn an: „Was wollt ihr Burschen hier?", oder was mir sonst einfiel, ich weiß es nicht mehr. Die Russen waren erfreulicherweise so verblüfft, daß mir der eine ruhig sein Gewehr ließ, das ich auf den Boden warf, worauf die andern gehorsam ihre Gewehre auch niederlegten.

Ich zeigte nun mit meinem Stock, etwas andres hatte ich gar nicht bei mir, in die Richtung nach dem andern Stützpunkt, was die vier auch begriffen, sie machten kehrt und trollten los. Ich selber nahm ein Gewehr auf und marschierte hinterher.

Dem Posten in „Seeholz", so hieß der Stützpunkt, fielen fast die Augen aus dem Kopfe, als er seinen Major in dieser Gesellschaft herankommen sah. Die Besatzung stürzte heraus und war nicht minder erstaunt.

Ich tat natürlich sehr dicke und sagte: „Ja, wenn ihr keine Russen fangt, dann muß ich es schon selber tun. Uebrigens die einfachste Sache von der Welt" und erzählte, wie es zugegangen. Dann ließ ich noch den Rest der Gewehre holen.

Vom Dolmetscher der Division später verhört, gaben die Russen an, sie seien während des Nachtangriffs als Patrouille entsandt worden, hätten sich in der Dunkelheit verirrt und den

Scherenschnitte von Georg Hempel.

Morgen abgewartet, um zu ihrer Stellung zurückzufinden. Da sie aber doch glaubten, wenigstens auf der russischen Seite des Sees zu sein, hätte sie das plötzliche Auftauchen eines deutschen Soldaten ganz fassungslos gemacht.

Zu meinem Glück! Denn wenn sie rasch zu einem Entschluß gekommen wären, hätten sie bestensfalls mit mir über den See abspazieren können. Schon nach fünfzig Schritten hätte uns der Nebel verschluckt gehabt, und sicherlich hätte es lange gedauert, bis es herausgekommen wäre, was eigentlich aus mir geworden war. Bis zur Ankunft des ersten Briefes aus einem russischen Gefangenenlager wäre ich spurlos verschwunden gewesen.

Die Geschichte des J. R. 70, verfaßt von Generalleutnant a. D. Siehr, berichtet über den Vorfall: „Um sieben Uhr vormittags trifft der unbewaffnet allein zur Stellung gehende Major Lange auf vier bewaffnete Russen. Er brüllt sie auf gut deutsch feste an, was den Leuten solchen Eindruck macht, daß sie sich gefangen geben." —

Theater am Rhein

Regimentsfest am befreiten Rhein! Wiedersehensfeier am Deutschen Eck! Seit Monaten das gleiche — Sonntag für Sonntag! Koblenz kommt aus der Begeisterung nicht mehr heraus. Fahnen verschwinden nicht mehr von den Häusern! Ein einziges Fest der ganze Sommer. Trotz aller Not...

Kommers — Totenehrung — Parade — Festzug durch die Stadt — gemütliches Beisammensein — Dampferfahrt. Das ist das Programm.

Die Herren Offiziere in glänzenden Uniformen — die Unteroffiziere und Mannschaften im Bratenrock aus seliger Vorkriegszeit oder im auf Stottern gekauften Sonntagsstaat — Invaliden und zum Krüppel Geschossene in geschmückten Wagen — Neugieriges Volk (übrigens von Sonntag zu Sonntag weniger). Das sind die Darsteller.

Klempnerläden auf Heldenbrüsten — schwarzweißrote Festabzeichen — schwarzweißrote Fahnen in den Festzügen und an den Häusern. — Das sind die Kulissen.

Am „Deutschen Eck", vor dem Denkmal des alten Kaisers, erreicht die „Begeisterung" jeweils ihren Höhepunkt. Da werden an „historischer", „geweihter" Stätte, „kernige", „deutsche" Reden gehalten; da dröhnen Pauken und Trompeten in den friedlichen Sonntag hinein, dem „alten Soldatengeist" schwören tausend erhobene Hände Treue... und zum Schluß „ertönt in mächt'gen Klängen das deutsche Lied" — die Nationalhymne. Und der Regimentschef legt dem alten Kaiser einen Kranz mit schwarzweißroter Schleife zu Füßen.

Hoch oben über der Feste Ehrenbreitstein hält das Banner der Republik die Wacht am Rhein und muß sich dieses Trauerspiel ansehen.

Sonntag für Sonntag geht's nun so; seit Mai; eine wahre Invasion. „Hebung des Wirtschaftslebens" sagt das Verkehrsamt. Gut. In den Wirtschaften ist Betrieb, von dem auch das Finanzamt profitiert. Aber die 60 000-Stadt wird davon nicht leben können. (Und nebenbei: gar mancher läßt sich eben wegen dieses nationalistischen Rummels von einer Reise nach Koblenz abhalten.)

Sonntag für Sonntag folgen Tausende dem „Rufe zur Fahne". Reißen vor ihren alten Vorgesetzten die Knochen zusammen — ganz wie einst. Wissen gar nicht — oder wollen es nicht wissen — daß sie einem Phantom nachjagen — daß alles ein großer Schwindel ist — daß sie mißbraucht werden zu Dingen, die sie selbst in ihren ureigensten Interessen schädigen.

Beim kürzlich abgehaltenen Regimentsfest der 68er haben die Drahtzieher mal die Katze aus dem Sack gelassen, haben sie bewiesen, daß es gar nicht darum geht, sich wiederzusehen und Erinnerungen auszutauschen. Und das kam so: Tausende ehemaliger 68er kamen; in der Holzklasse und auf Lastwagen die „Kerls"; erster und zweiter Klasse und in eleganten Limousinen die Herren Offiziere. Alle waren eingeladen. Nur einer nicht: der letzte Kommandeur des Regiments, Oberst Lange.

Warum nicht? Weil der einstige Major Hans Lange den Mut gezeigt hat, die Konsequenzen aus der Desertion seines obersten Kriegsherrn zu ziehen und sich zur Republik zu bekennen. Weil er sich 1919 der republikanischen Polizei zur Verfügung stellte — weil er im Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold offen für den neuen Staat kämpfte im Gegensatz zu jenen, die sich darauf beschränkten, der Republik die Nummer ihres Postscheckkontos mitzuteilen, um monatlich die Pension für „dem Kaiser geleistete treue Dienste" in Empfang zu nehmen und gegen die Republik zu verwenden. Das ist doch wahrlich deutlich genug.

Nun, Hans Lange hat zu seinen einstigen Kameraden doch gesprochen. In einem Zeitungsartikel hat er sie aufgefordert, sich abzuwenden von dem alten Ungeist und sich bewußt unter der Fahne Schwarzrotgold zu sammeln zum Dienste an Volk und Vaterland als freie Männer im freien Volksstaat.

Der Aufruf hat gezündet (die Nachfrage nach der betreffenden Zeitung beweis es). Freilich: keiner ließ sich abhalten, trotzdem mitzumarschieren; aber gar mancher wird zu Hause über das Wort seines letzten Kommandeurs nachdenken und die Dinge von einer andern Seite betrachten. Und damit ist der Zweck des Weckrufs erfüllt.

Das Verhalten der Arrangeure des Festes beweist uns aber, was von jenen Leuten zu halten ist, die bei diesen Anlässen ihre „patriotischen" Reden halten, von Vaterland und Soldatengeist sprechen: sie wollen daß die alten Zeiten wiederkehren, in denen sie die Herren, alle andern aber Bürger zweiter Klasse waren.

Aber sie hoffen vergebens. Die schwarzrotgoldene Fahne kündet vom Ehrenbreitstein herunter, daß diese Zeiten unwiederbringlich dahin sind — und wir werden arbeiten und kämpfen, bis alle es nicht nur wissen, sondern sich auch danach einrichten. Und jedes Regimentsfest in Koblenz wird uns in diesem Willen weiter bestärken.

Georg Bauer, Koblenz.

600000 Erzieher

Von G. Pabel (Magdeburg).

Welchem Nichtpädagogen ist in Deutschland bekannt, daß 600 000 Erzieher der Welt in einer Lehrerinternationale zusammengeschlossen sind und in ihr Programm die Verpflichtung aufgenommen haben, die ihnen anvertraute Jugend im Sinne der Völkerannäherung und Völkerversöhnung zu erziehen?

Nun, dieser Weltlehrerbund ist nicht nur seit 4 Jahren Tatsache, sein Geist bürgt auch dafür, daß man über die Periode platonischer Liebeserklärungen hinaus ist und ernstlich damit beginnt, die Welt mit der edlen Idee des Friedens zu durchdringen. Nicht, um „die Mode mitzumachen", nein, aus tiefem Verantwortungsgefühl vor kommenden Generationen, aus heiligem Erzieherbewußtsein vor der lebenden Generation, vor der Jugend! „Wenn jemand die französisch-deutsche Annäherung fördern kann, so sind es die Lehrer der beiden Länder. Ihren Händen ist das junge Geschlecht anvertraut, sie machen aus ihm, je nachdem sie wollen, friedliche oder kriegerische Menschen, überspannte und engherzige Nationalisten oder Menschen mit weitem Blick und mit der Fähigkeit, mit Herzlichkeit über die Grenzen ihrer Länder hinwegzusehen." (Marcel Brun, Verfeuil.)

Die Anregung zur Gründung der internationalen Lehrervereinigung ging vom französischen Lehrersyndikat aus mit der Zielsetzung: um die pädagogische Mitarbeit einzuführen und den Weltfrieden durch das Zusammenarbeiten der Völker vorzubereiten. (Wörtlich: pour établir la collaboration pédagogique et pour préparer la paix par la coopération des peuples.) Hoffnung trug sie: Mit einer Zahl von 400 000 Lehrern Europas als Basis kann man hoffen. Und die Hoffnung trieb sie zur Tat: „Wir haben es gewagt, selbst auf die Gefahr hin, mißverstanden zu werden." (Lehrer Louis Dumas, Paris.) Dumas und sein Freund Lapierre (Paris) sind es gewesen, die den Stein ins Rollen brachten, „nicht, um sich jenem Pazifismus der Herzensergüsse, der Festessen und Festreden zu ergeben, der sich so trügerisch und unwirksam erwiesen hat, sondern um sich ohne Rückhalt über Tatsachen auszusprechen, um Irrtümer zu klären, um gemeinsam zu handeln".

Freilich hat es schon vor dem Weltkrieg Lehrerinternationalen gegeben, die von 1874 in Saint-Imier (Schweiz), von 1885 in Le Havre, von 1900 in Paris, und die 1905 von dem Belgier Cnudde gegründete, der 1914 schon 18 große Lehrerverbände mit rund 450 000 Mitgliedern angehörten. Aber sie hielten dem Orkan des Menschenhasses ebensowenig stand wie alle andern internationalen Verbände; der Blutrausch von 1914—18 schwemmte sie restlos hinweg. Nach dem grausamen Erwachen versuchte Cnudde, seinem Weltbund neues Leben einzuhauchen, ein vergebliches Bemühen, ein Grundstein von weit größern Ausmaßen für einen grandiosen Neubau erwies sich als unerläßlich. Kein Flickwerk am alten, rissigen Gestein!

So ging man, wenn auch erst vorsichtig, ans Werk. Die französische Lehrerschaft streckte die ersten Fühler aus — nach Deutschland. Wir rechnen es ihr zur Ehre an, daß sie an kein Gelingen glaubte ohne die Beteiligung der 150 000 deutschen Amtsbrüder.

Am 25. Juni 1926 trafen sich die deutschen und französischen Vertreter zum erstenmal auf holländischem Boden. Eine denkwürdige Sitzung, bei der der „Bond van Onderwijzers" begeistert Patendienste leistete. Heute kann Louis Dumas mit Genugtuung auf sie zurückschauen: „Ich sehe noch das bescheidene Zimmer im Hotel Fleißig, in dem wir uns gegenseitig bemühten, Dokumente in der Hand, das wahre Gesicht der brudermörderischen Völker zu sehen. Ich sehe noch den hohen ernsten Raum — prunkhaft und feierlich —, dicht an den grünlichen Kanälen der Heerengracht, in dem unsre Kameraden vom „Bond" das Bündnis der Erzieher von 100 000 000 Menschen besiegelten." Erzieherarbeit sollte gemeinsam geleistet werden, ohne jegliche parteipolitische Bindung. In diesem Sinne war von dem deutschen Unterhändler, Schulrat Wolff (Berlin), die Verhandlung geführt worden: „Der deutsche Lehrerverein hätte es nicht auf sich genommen, die Verhandlungen zur Gründung dieser Internationale zu eröffnen, wenn er nicht die Ueberzeugung gehabt hätte, daß sie politisch neutral wäre." Und die französischen Beauftragten stimmten dem vorbehaltlos zu: „Wir sind nach sorgfältiger Prüfung der Sachlage darin einig geworden, daß gerade die bedeutendsten Lehrerorganisationen, der Deutsche Lehrerverein und die englische „National Union of Teachers", ihrer ganzen Zusammensetzung und Einstellung nach nie in eine syndikalistische Arbeiterföderation oder in eine politische Föderation eintreten würden. Das ist eine Tatsache, über die man nicht zu reden braucht und die praktischen Mißerfolge aller unternommenen Versuche erklärt, eine pädagogische Einheitsfront auf der Basis einer politischen oder sozialen Formel zu schaffen. Allein ein Programm, das sich auf die pädagogische und pazifistische Aktion beschränkt, kann eine dauernde Verbindung zwischen den Organisationen herstellen, die die große Majorität der Lehrer jedes Landes in sich vereinigen." Auch der einer internationalen pädagogischen Zusammenarbeit nicht gerade Geneigte — und solcher wird es wohl in jedem Lande geben — wird unparteiisch zugeben müssen, daß hier weise Mäßigung und Klugheit wohl beraten haben. Es war nach der unheilvollen Kriegspsychose das einzig Gegebene, erst einmal die Möglichkeit des Sichkennen- und Verstehenlernens zu schaffen, und zwar auf breiter Grundlage zu schaffen. Alles andre ... nun, ihr Schulmeisterherz, die gleiche Sorge um die ihnen anvertraute Jugend, hat sie gar bald warm werden lassen; der internationale Pestalozzikern steckt ja doch in all ihnen, und — der Appetit kommt mit dem Essen...

Nachdem so die Voraussetzungen für ein gedeihliches Zusammenwirken geschaffen waren, wurden in der Konferenz vom 25. und 26. September 1926 im internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit (Paris) die Satzungen des neuen Bundes unter reger Mitarbeit der deutschen Vertreter beraten. Sie seien hier auszugsweise wiedergegeben:

1. Name: Internationale Vereinigung der Lehrerverbände, um die pädagogische Mitarbeit einzuführen und den Frieden durch die Zusammenarbeit der Völker vorzubereiten.

2. Definition: Die F. I. A. I. ist kein politischer Bund. Sie ist grundsätzlich keiner andersgearteten Lehrervereinigung feindlich, aber sie unterscheidet sich dadurch von ihr, daß sie nicht das Bekenntnis zu einer politischen oder sozialen Formel fordert. Sie ist vor allem ein Aktionsinstrument für die im ersten Abschnitt angezeigten Ziele.

3. Programm: Die F. I. A. I. ist der Ueberzeugung, daß ein dauernder Frieden als Grundvoraussetzung eine Erziehung der Kinder aller Länder hat, die auf Verständnis der Völker eingestellt ist.

4. Aktionsmittel: Die F. I. A. I. richtet ein a) einen Urkundendienst über die materielle und pädagogische Organisation der Schulen und die Existenzbedingungen der Lehrer, b) einen Austauschdienst für Professoren und Kinder, für Zeitungen und körperschaftliche Veröffentlichungen sowie einen Reisedienst, c) ein periodisch in deutscher, englischer und französischer Sprache erscheinendes Mitteilungsblatt, usw. usw.

Der 22. und 23. April des Jahres 1927 sah die offizielle Gründung der neuen Lehrerinternationale in London. Ein Zeichen innerer Verbundenheit mit dem zweiten Gegner auf blutgetränktem Schlachtfeld: Sie wurde auf englischem Boden aus der Taufe gehoben. Und nicht nur mit „Achtungserfolg": Deutschland, England, Frankreich, Bulgarien, Schweden, Holland, die Schweiz, die Tschechoslowakei, Litauen traten dem Bunde sofort bei. Wieder war es Dumas, der vor den Vertretern der rund 400 000 Mitglieder über das Hauptziel referierte, über die Mitwirkung der Lehrerschaft zur Aufrechterhaltung des Friedens (Coopération pour la paix). Als schon in Angriff genommene und noch weiter auszubauende Arbeitsgebiete kennzeichnete er: Die historische, geographische und moralische Erziehung in der Volksschule im Hinblick auf den Frieden, Berichtigungen falscher Nachrichten über Schule und Lehrerschaft, internationale Kinderzeitschrift, internationale Lehrerzeitschrift, Reisen und Lehrer- und Schüleraustausche, pädagogische Wochen, internationale Ferienkolonien. „Unsre Bestrebungen sind nicht so zu verstehen, daß wir die Tatsache des Krieges verschweigen wollen. Es gibt Schrecken, die man kennen muß, um zu wissen, daß der Krieg weder „frisch noch fröhlich" ist. Das entsetzliche Gemetzel, die Schreie der Sterbenden, die Tränen der Witwen dürfen nicht verborgen bleiben. Selbst die gräßliche Wahrheit ist noch die Wahrheit. Darum — nicht die Wirklichkeit des Krieges verbergen! Aber wir wollen nicht, daß man den Schrecken des Krieges lügnerische Berichte hinzufüge, Märchen im Stile des Zeitungsromans oder Klatschgeschichten, nur um die Kinder des Volkes im Haß gegen das Nachbarvolk zu erziehen."

Und schließlich der glückliche Enderfolg am 1. Juli 1927: 480000 Lehrende von 14 europäischen Nationen! Mit Stolz konnte Dumas sagen: „Wir haben die Möglichkeit der internationalen Bewegung der Lehrer zur Einigung bewiesen, indem wir diese Einigung verwirklicht haben, indem wir gehandelt haben!"

(Schluß folgt.)

Film im Sommer

Von Hermann Hieber.

Die „Ufa" hat sich jetzt vollkommen auf den Tonfilm umgestellt. Sie hat der in- und ausländischen Presse ihre neuen Anlagen in Neubabelsberg gezeigt und dabei allerhand über ihre Pläne für das Jahre 1930 ausgeplaudert. Stumme Filme, meinen die Herren, seien vollkommen erledigt. 35 bis 40 neue Tonfilme sollen im Lauf eines Jahres hergestellt werden. Man hört von einem Kriminalfilm „Der Schuß im Tonfilmatelier", von einer Operette in der Art des „Liebeswalzers", in der Jannings eine heitere Rolle spielen soll: „Der Liebling der Götter", von einem „Flötenkonzert in Sanssouci", in dem Friedrich II. als Otto Gebühr auftritt oder umgekehrt, und von einem „Alten Burschenlied", das so erhebend ist, daß die Heidelberger Studenten, die doch im allgemeinen nicht als besonders kritisch gelten, sich geweigert haben, bei einer derartigen Karikatur des deutschen Studentenlebens mitzumachen.

Wenn einem schon dieser Auszug aus dem Produktionsprogramm nicht imponieren kann, dann noch viel weniger die ganze Art, wie der Tonfilm aufgezogen wird. Hugenbergs Angestellte wollen uns weismachen, die deutsche Produktion sei prädestiniert dafür: die Amerikaner kämen dadurch ins Hintertreffen, daß sie keine deutschen Sprechfilme herstellen könnten oder nur mit ungeheuern Kosten, das Publikum aber deutsche Sprechfilme verlange. Man glaubt also an so etwas wie einen Nationalfilm. Das ist natürlich Phantasterei: so wenig oder noch weit weniger als der amerikanische Film kann der deutsche ohne Auslandsgeschäft bestehen. Auf die nationale Phrase fällt schon längst niemand mehr herein, der eine Ahnung vom Geschäft hat. Die „Ufa"-Leute strafen sich übrigens selber Lüge, indem sie englische Fassungen ihrer kerndeutschen Werke herstellen: des „Liebeswalzers", in dem ein Prinz in österreichischer Uniform, umgeben von einer typischen Duodezresidenz, englisch daherredet; einer Gerichtsszene, die in Moabit aufgenommen sein könnte, von englisch redenden Richtern, Anwälten und Justizwachtmeistern bestritten wird, und des biedern thüringischen Müllers, der den preußischen Hauptmann in der „Letzten Kampanie" empfängt und dabei wiederum sich der Sprache Shakespeares bedient. Das sind Entgleisungen, die dem Ausland bestimmt nicht entgehen werden. Genau so befremdlich würden uns Richter oder Soldaten erscheinen, die in englischer Tracht deutsch redeten. An solchem „deutschen Wesen" wird die Welt schwerlich „genesen".

Die Beschränkung vom Internationalismus des stummen Films, der überall verständlich war, auf die Nationalsprachen bedeutet keinen Fortschritt, sondern eher das Gegenteil. Nicht einmal wirtschaftlich scheint sich der Tonfilm günstig auswirken zu wollen. Von den 5000 deutschen Lichtspielhäusern konnten sich bisher nicht mehr als etwas über 200 die teuern Tonfilmapparate anschaffen — der Preis schwankt zwischen 30 000 und 60 000 Mark. Diese Anschaffung aber ist eine Lebensfrage, denn der Vorrat von stummen Filmen ist schon heute so gut wie erschöpft, und von bewährtern ältern Werken fertigt niemand mehr neue Kopien an. So stirbt die gute alte Filmkunst ab und mit ihr das Kino alten Stils. Die Folge ist der notwendige Zusammenbruch dieser kleinern Kinos: ein Schicksal, von dem auch mittlere und selbst größere Häuser nicht verschont bleiben. Mit am schwersten betroffen werden von dieser neuen Entwicklung die Musiker, die durch die „Synchronisierung" der Begleitmusik, d. h. durch deren mechanische Fixierung mit Hilfe von Schallwellen, in Massen aufs Pflaster fliegen. Tonangebend bei diesem wahrhaft „nationalen" Werk ist der Beherrscher der „Ufa", Herr Hugenberg. So sieht die deutschnationale Kulturpolitik in der Nähe aus.

Was an neuen Stücken der so hochgepriesenen und auch von der Presse übermäßig herausgestrichenen Tonfilmproduktion der „Ufa" gezeigt worden ist, rechtfertigt keineswegs das in Neubabelsberg angeschlagene Triumphgeschrei. Henny Porten muß mit ihrer Popularität herhalten: sie darf zum ersten Male im Film singen und sprechen. Daß das eine große Sensation wäre, läßt sich nicht behaupten. Sie ist eine ganz nette, aber reichlich gezierte junge Lehrerin — nicht doch: Studienassessorin, denn sie braucht sich nicht mit Proletarierkindern herumzuärgern, sondern sie wird von angehenden „jungen Damen" vergöttert. Sie wohnt in einer fürstlichen Villa und ist mit einem auffallend jugendlichen, eleganten Kultusminister verlobt. Also besitzt „Skandal um Eva" alle Voraussetzungen zu einem „happy end", das selbst durch einen unehelichen Sohn des Bräutigams nicht vereitelt werden kann. Henny ist großzügig und „modern": sie nimmt den Jungen zu sich und gerät dadurch in den Verdacht, selber seine Mutter zu sein. Darin erschöpft sich der „Humor". Das Erstaunlichste ist, daß G. W. Pabst, der Schöpfer der „Westfront 1918", sich zu so etwas hat hergeben können. Es ist peinlich, wenn derselbe Claus Clausen, der den wahnsinnig werdenden jungen Leutnant spielt und als Type unverwischbar im Gedächtnis haften bleibt, sich abmüht, als sächselnder Spießer komisch zu wirken. Solche Geschmacksentgleisungen sind unverzeihlich.

Ein völliges Fiasko ist Carola Neher in „Zärtlichkeit". Das Stück, eine von jenen unausstehlichen „Ehebruchskomödien", die in zwölfter Stunde wieder eingerenkt werden — woran niemand von Anfang an zweifelt —, ist von derselben Sorte wie „Heute Nacht — eventuell". Es ist noch nicht einmal technisch annehmbar: die Heldin scheint zu stottern; offenbar hat sie Hemmungen bei der Aufnahme empfunden. Anläßlich der „Weltkraftkonferenz" wurde ein Festfilm herausgebracht, der sich „Das Hohelied der Kraft" nennt. Er fällt in zwei Teile auseinander: einen historischen, der bei den alten Phöniziern anfängt und bei Siemens und Rathenau aufhört. Der überlebte Kostüm- und Perückenschwindel mit Männern, die sich die Hände schütteln und auf die Schultern klopfen und durch ermüdende Textstreifen zusammengeleimt sind, und einen technischen, der mit seinen Tabellen, Statistiken und schematischen Skizzen für das Verständnis des Laien viel zu hoch ist und nur langweilt. Ganz so leicht sollte man es sich heute doch nicht mehr machen, nachdem die Russen in „Turksib" gezeigt haben, wie lebendig und anschaulich die Größe der Technik dem breitesten Publikum vor Augen gestellt werden kann.

Verfehlt ist auch ein Propagandafilm wie „Vagabund", für den sich die „Deutsche Liga für Menschenrechte" als Patin hergegeben hat. Gewiß ist der § 361 des StGB., der Wohnungsnot und Arbeitslosigkeit unter Strafe stellt, überholt und müßte längst schon aus dem Gesetzbuch verschwunden sein. Aber der Versuch, Vagabunden zu organisieren und für ihren Präsidenten Stimmung zu machen — denselben, der seinerzeit in Stuttgart den „Vagabundentag" geleitet hat —, mißlingt. Dieser Film, im einzelnen voll packender Momente aus dem Elendsdasein der Landstraße, entbehrt einer klaren Haltung. Was wollen diese Zigeuner? Wie denkt man sich ihr Aufgehen in der Gesellschaft? Darauf bleibt der Film der „Erdeka"-Gesellschaft die Antwort schuldig. Die Polen führen uns etwas vor, was sich „Export in Blond" nennt und den Mädchenhandel brandmarken möchte. Dazu ist es aber — abgesehen von der Fragwürdigkeit des Gegenstands — viel zu primitiv gemacht. So hat man bei uns vor zwanzig Jahren gefilmt.

Anerkennung verdienen zwei Werke: der Expeditionsfilm „Maha" mit herrlichen Bildern aus Java und Bali, das uns Lola Kreutzberg bei weitem nicht so eindringlich vor Augen geführt hatte, und „Frauennot — Frauenglück" mit ausgezeichneten Aufnahmen aus der Universitätsfrauenklinik in Zürich. —